

Nr. 191. Bromberg, den 6. Oktober 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

24. Fortsetzung.

Noch brannte die Sonne auf das Atoll. Ein Pfiff gellte über die Lagune, rief die Besatzung zur Mahlzeit. In dem Höhleneingang erschien die Gestalt Christies.

Ihr Notruf, in den ersten Tagen stets um die Mittagszeit gerufen . . . erfolglos. Andere Stunden, bei Tag, bei Nacht, soweit es anging, hatte sie benutzt . . . erfolglos. Die Sendeenergie zu schwach? Nicht anders konnte sie sich's erklären.

Sie blickte auf die Armbanduhr. Dreieinhalb Uhr. Zu früh! Sie wandte sich zu dem schmalen Pfad, der zum Rand der Klippen führte, schritt ihn empor.

Ihr Blick flog über die weite, wüste Wasserfläche. Nach allen Seiten reckten sich die Korallenriffe steil, unbesteigbar in die Höhe.

Wie kamen nur die Seeräuber an Land, in die Lagune? Irgendwo in dem Korallenkranz des Atolls mußte eine unterseeische Durchfahrt sein. Aber wo?

Sie schritt zurück, mutlos, niedergedrückt.

Sie kam zur Hängematte, das kleine Mikrophon im Taschentuch. Sprach, mutlos, hoffnungslos den ewigen Notruf.

Und dann! Ihr Körper schnellte empor.

„Hier Uhlenkort!“ die Antwort. Atemlos sank sie zurück, suchte nach Worten. Eine fremde Stimme rief ihr Antwort. „Weitersprechen! Peilen. Gut Freund hier.“

Sie preßte die Hand aufs Herz. Der unerhoffte Erfolg verwirrte, betäubte sie.

„Weitersprechen!“ Immer wieder klang die Weisung an ihr Ohr. „Weitersprechen, damit ich peilen kann.“ Sie raffte sich zusammen. Alles, was sie in langer Beobachtung festgestellt, sprachen ihre Lippen in das Mikrophon. Sie sprach, sprach weiter, immer wieder ermutigt durch die Antwort von da drüben: „Gut! Gut! Weitersprechen.“ Sie merkte es nicht, daß ihre Stimme lauter und lauter wurde, daß sie in der Erregung, alles vergessend, die Worte, die sie sprechen wollte, schrie. Merkte es nicht, daß der Offizier der Besatzung am anderen Ufer der Lagune aufmerksam wurde durch den Schall, der sich dort an den Wänden brach . . . Daß er um das Wasser herumschritt . . . . auf sie zu. Der weiche Sand dämpfte seine Schritte. Die Hand, die Taschentuch und Mikrophon hielt, plötzlich wurde sie ihr vom Munde gerissen.

„Was tun Sie, Miß Harlessen? Ah! Ein Mikrophon? Sie sprechen?! Eine drahtlose Station in Ihrer Hand?! Zwei Hände umklammerten ihre Arme, rissen sie aus der Matte. „Zurück zur Höhle! Sofort!“

Mit bebenden Gliedern stand sie vor ihm. Hätte sie nur eine Waffe! Der deutete zur Höhle.

„Gehen Sie sofort nach oben!“

„Ich . . . ich . . .“

Einen Augenblick stand Christie, schaute ihn an. Seit dem Tage, an dem das U-Boot mit seiner Besatzung abgefahren, hatte der sie verfolgt . . . mit Blicken . . . mit Worten. Sie hatte darüber gelacht. Jetzt? Sollte sie die Gelegenheit ergreifen? Ihn auf ihre Seite bringen.

Sie sah ihn an, sah, wie seine leidenschaftlichen Blicke über sie glitten, sah die Wünsche in seinen Augen. Sie wandte sich ab und ging nach oben, blickte vom Eingang der Höhle noch einmal zurück. Sah, wie der am Fuße der Palme suchte, den Kontakt fand, zu ihr hinaufwinkte, drohte. Sie warf sich auf ihr Ruhebett, suchte vergeblich ihre Erregung zu meistern.

Der Offizier! Ihr Wächter! Sie sprang auf.

„Fein ausgeklügelt, mein Fräulein! Das Spiel trieben Sie schon seit vielen Tagen. Trieben es vergeblich, mein teures Fräulein. — Miß Harlessen!“ Er trat auf sie zu, nahe . . . ganz nahe. Seine Stimme sank zum Flüstern herab. „Nur der eine Weg, Miß Harlessen, der Weg an meiner Seite im Flugzeug führt in die Freiheit. Zum letzten Male heute sage ich es Ihnen: Seien Sie mein . . . folgen Sie mir! In einem unserer Reserveflugzeuge bringe ich Sie fort von hier. Zu einem Ort, wo niemand Sie . . . uns findet. Auch er nicht . . . der hinter allem steckt . . . der Sie hierher bringen ließ. Schlagen Sie ein! Noch heute nacht verlassen wir die Insel!“

Christie stand. Ein Weg? Ein Weg zur Freiheit? Vielleicht, daß sie ihm später entging. Er mochte ihr Zaudern anders ausgelegt haben. Sie fühlte sich plötzlich von seinen Armen umschlungen. Er riß sie an sich.

Jähes Entsetzen befiel sie. Mit voller Gewalt schlug sie die geballten Fäuste in sein Gesicht, daß er zurücktaumelte. Ehe er sich wiedergefunden, war sie an ihm vorbeigeeilt, den steilen Hang zur Klippe empor, hinter sich den keuchenden Atem des Verfolgers. Auf der äußersten Spitze der Klippe, halb über den Abgrund geneigt.

„Keinen Schritt weiter! Oder . . .“

Der blieb stehen. Sah sie bereit, sich in die Tiefe hinabzustürzen, die sie zerschmettern mußte. Er taumelte zurück.

Wehe dem, der ihr zu nahe tritt! Die Warnung des Kommandanten vor der Abfahrt. Einen Augenblick stand er stumm. Dann wandte er sich. Christie hörte die Schritte verklingen. Noch zauderte sie. Warum nicht den Sturz in die Tiefe? Die Rechte, die sich an die Felsenkante klammerte, ließ los. Die Sinne schwanden ihr.

Da! Eine Stimme rief ihr zu: „Halt, Christie Harlessen! Halt, Rettung ist nahe!“

Sie riß sich empor, starrte um sich. Wo kam sie her, die Stimme? War's Sinnestäuschung? Der Ruf, ganz deutlich war er an ihr Ohr geklungen.

Ihre Hand griff fest um die Felskante. Sie zog sich vom Abgrund zurück, stand wieder auf festem Boden.

„Walter Uhlenkort!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und sank in die Knie. „Walter Uhlenkort!“

*

Guy Rouse trat durch das Vestibül seines Palastes. Es war gefüllt von Menschen . . . Menschen, die ihn begrüßen — beglückwünschen wollten, vom Minister bis zum kleinen Abgeordneten. Das Auge Rouses flog über sie hinweg. Er mußte sich beherrschen, um nicht laut herauszulachen. Zu jedem trat er heran, drückte ihm die Hand, dankte ihm, sprach ein paar kurze Worte. Mit Mühe machte er sich frei, ging nach oben.

„Shake hands, Miller! Auch hier? Ah, Mr. Struck!“

Die beiden Riesenarme Teddingtons streckten sich den Freunden entgegen, schüttelten deren Hände, rissen sie zu sich heran.

„Wo wart ihr, ich sah euch nicht? Kam allerdings erst im letzten Augenblick. Eine Minute, bevor Seine Majestät . . . Ah, wollte sagen, Mr. Rouse, eintrat.

War unterwegs, als der Brief . . . derselbe, den ihr auch bekamt . . . aus dem Hauptquartier hier mich traf. Eben

daß ich noch das Reisegeld zusammenraffte. Wette, daß euch das ebenso schwer wurde.

Er drückte mir die Hand wie euch. Alles vergessen! Gute Freunde wie immer! Unser Weizen blüht."

Miller schaute ihn fragend an, im grämlichen Gesicht einen Zug von Mißtrauen.

„Glauben Sie?" fragte er.

„Glaub's bestimmt!" erwiderte Teddington. „Der Weizen blüht. Bald wird er reif sein."

Er machte mit seinen Riesenarmen eine ausholende Bewegung, als hielte er eine Sense.

„Wir werden mähen . . . ernten!"

Die beiden anderen lachten.

Doch war's ihre Freude, war's leichtes Mißbehagen, was in ihm aufstieg, seine Stirn zog sich in tiefe Falten. Er beugte sich zu ihren Köpfen herunter, flüsterte:

„Die Ernte unter Dach bringen vor dem Regen!"

Die sahen ihn eine Zeitlang stumm an. Dann — sie hatten verstanden — bestürmten sie ihn mit Fragen.

„Vor dem Regen . . .?"

Teddington zuckte die Achseln, legte den Finger auf den Mund.

„Nach Sonnenschein kommt Regen. Mehr weiß ich nicht . . .!"

*

Die Morgensonne hob sich über dem Isthmus. Ein kleines U-Boot schoß in schnellster Überwasserfahrt durch die Fluten auf den Kanal zu.

„Azzuero in Sicht. Befehl zum Tauchen!" schrie das Telephon in der Kabine des Kommandanten. Der lag ausgestreckt auf seiner Koje. Mit einem Satz sprang er heraus, ging zur Tür. Ein Offizier stand vor ihm.

„Herr Kapitän! Nehme an, daß wir wieder versuchen wollen, ohne Zoll durchzukommen."

„Selbstverständlich", knurrte der Kapitän. „Wissen ja, daß es nicht der Zoll allein ist. Der Teufel hole die New Canal Cy. und ihren Leiter!"

Der Offizier lachte.

„Bande, die! Möchte sie alle an Bord haben. Würde sie mit Vergnügen durch die Torpedorohre ausspucken. Die Gesellschaft um den Zoll zu betrügen, das allein wäre mir schon ein Vergnügen. Aber Sie wissen, wir haben noch außerdem Gründe, uns im Kanal nicht allzu häufig sehen zu lassen."

Der Offizier nickte.

„Gewiß! Aber rätselhaft bleibt mir's. Die Kette der Zollkutter der New Canal Cy. quer über den Kanal, so gut organisiert! Läßt doch sonst nicht die kleinste Barke ohne Abgabe den Kanal passieren. Selbst für U-Boote gilt's sonst für unmöglich, ungehalten durchzukommen. Die paar, die es versuchten, brachten die Wasserbomben schnell zur Raison."

Tredrup strich sich mit dem Zeigefinger über die Nase. Der hatte recht . . . sprach aus, was er im stillen oft gedacht. Ja . . . Früher war der mitgefahren . . . der vom Leuchtturm in Wibehafen Da hatte ihn das nicht weiter wundergenommen. Aber auch jetzt, wo er allein von Saltadera aus durch den Kanal in den Stillen Ozean fuhr auf der Suche nach Christie Harlessen . . . auch da! Immer war er ungesehen, unbemerkt durch den Kanal gekommen.

Er stand . . . sann. Die Erklärung dafür. Der vom Leuchtturm? Irgendwie mußte es mit dem zusammenhängen. Anders war's nicht möglich.

Das Telephon schrillte: „Kanal erreicht. Bootstiefe hundert Meter."

„Setzen Sie Kurs genau auf Kanalmitte!"

Der Offizier ging. Tredrup stand, wartete.

„Kurs liegt auf Mitte", kam die Rückmeldung des Offiziers.

Kanal-Mitte. Elfhundert Meter tief an dieser Stelle der Seekarte . . . wenn das Schiffahrtsamt richtig gemessen hat. Tredrup trat an seinen Tisch. Ein Knopf. Darüber ein kleines Meßinstrument. Tiefenlot, Echo-Behm, in der Messingplatte eingraviert.

Seine Hand ging zum Knopf, zuckte zurück. Er drehte sich um, als suche sein Auge einen, der die Bewegung gesehen.

Seine Brust hob sich in tiefem Atemzug. Wieder ging seine Hand zum Knopf.

„Keiner kann's sehen!"

Da hatten seine Finger den Knopf berührt. Sein Blick flog zum Zeiger.

Achthundertzwanzig Meter!

Er wich unwillkürlich von dem Apparat zurück. Achthundertzwanzig? Elfhundert sollten es sein! Seine Lippen bebten. Differenz . . . beinahe zweihundert Meter unter Berücksichtigung der Bootstiefe. Ein Irrtum des Schiffahrtsamtes? Unmöglich! Doch vielleicht ein Riff auf der Kanalsohle. Sein Auge ging zum Fahrtmesser. Zweitausend Meter war das Boot inzwischen weitergeglitten.

Er stürzte zum Tisch. Wieder ein Druck auf den Knopf. Der Zeiger des Echolotes spielt . . . stand. Achthundertzwanzig Meter Tiefe. Tredrup starrte wie hypnotisiert auf den Zeiger. Kein Irrtum . . . das Instrument unbedingt zuverlässig. Die Sohle des Kanalbettes neunhundertzwanzig Meter unter dem Wasserspiegel. Heute, in dieser Minute, wo vor einem halben Mond elfhundert waren . . . Amtlich gemessen.

Er starrte um sich her, als wäre da einer, der ihn sähe. Mit einem Sprung war er zur Tür, stieß sie auf.

„Wo sind wir?" schrie er den ersten Offizier an, der ihm entgegentrat. Der sah ihn einen Augenblick erstaunt an.

„Die erste Kette der Zollboote hinter uns, wollte ich eben melden." Tredrup nickte wie geistesabwesend. „Sei gewarnt!" hatte Uhlenkort gesagt. als sie Abschied nahmen.

*

Saltadera, eine der kleinsten Antilleninseln, weit nach Westen vorgeschoben, die nächste dem Isthmus. Wie ein einziger ungeheurer Block hob sich ihr Felsmassiv aus den Fluten des Atlantik. Ein paar Fischeransiedlungen an der Ostküste. Nach Westen ein steiler Hang, unpassierbar für Menschen, der zu einem schmalen Streifen sandigen Vorlandes abfiel.

Ein kleines Holzhaus da unten. Der große Raum zu ebener Erde fast ganz angefüllt mit Apparaten und Instrumenten, jetzt durch die hinabgelassenen Jalousien fast völlig verdunkelt.

Über den Arbeitstisch gebeugt saß der vom Leuchtturm. Die schmalen Hände sanken von dem Instrument, an dem sie seit Stunden arbeiteten. Wie erschöpft lehnte er sich in den Stuhl zurück. Die Augen tief in den Höhlen liegend hingen an dem leuchtenden Bild vor ihm an der Wand.

Das Bild des Kanals. das der energetische Fernseher dorthin gezaubert.

Es war ein energetisch aufgenommenes Bild, welches alle Einzelheiten unabhängig von den optischen Eigenschaften des Bildgegenstandes zeigte. Wo dem Auge, der Optik, eine Schranke gesetzt war, griffen die energetischen Strahlen weiter . . . schalteten aus, was nicht gesehen werden sollte . . . hoben heraus, was sein sollte.

Das Kanalbett. Der letzte Abschnitt an der Stätte, wo einst Colon gestanden. Wasserleer schien der fünfzehnhundert Meter tiefe Einschnitt. Eine kurze Bewegung zum Apparat. Das Bild an der Wand wanderte über die leuchtende Fläche nach oben. Immer neue Teile und immer tiefere Partien der Erdrinde wurden sichtbar. Weiter dem Erdinnern zu die Steinmassen. Das energetische Bild zauberte die Vorgänge aus nie gesehenen Tiefen an die Wand.

Die Massen der Tiefe waren in Bewegung. Die energetischen Strahlen, von seiner Hand gelenkt, rissen sie aus dem Urzustand. Ungeheure Kräfte, durch die Strahlung dort unten freiwerdend, ließen sie beben, zittern, in furchtbaren Gluten brodeln. Die Bewegungen nach oben dringend, auswegsuchend, die Schollen sich lockernd, die Massen leichter werdend. Die deckenden Schichten emporgehoben, schon klafften sie in tausend Rissen. Wie lange noch würden sie dem Druck standhalten?

Einmal noch! murmelten seine Lippen. Das letzte Stück, das schwerste! Wohl abzuwägen jede Bewegung. Nicht zu viel, nicht zu wenig. Bis die Wunde verharscht, der Leib der Erde geheilt. Weltordnung . . .

In der Tür des Raumes erschien Tredrup. Bei dessen Eintritt sah er auf, nickte ihm zu.

„Gute Fahrt gehabt, Tredrup?"

Eine leichte Bewegung seiner Linken zu einem Schalterknopf. Das Bild an der Wand neben der Tür verschwand. Tredrup sah es nicht mehr.

„Ich kam durch den Kanal hin und zurück, durch die Kette der Zollboote. Keins sah mich."

„Sonst nichts?"

„Nichts! Kein Zeichen von Christie Harlessen."

„Sonst nichts?" fragte der weiter und hob leicht den Kopf. „Nichts", erwiderte Tredrup. „Nichts Besonderes." Seine Stimme schwankte. Lauerte etwas hinter dessen Frage . . . die Lotung? . . . Tredrup fühlte, wie sein Herz stärker zu schlagen begann.

„Loteten Sie nicht im Kanal, Tredrup?"

Tredrups Hand umklammerte den Türpfosten. Fast wäre er zurückgetaumelt. Da war die Frage! Der hatte es doch gesehen.

„Wir loteten. Die Messungen des Schiffahrtsamtes vielleicht unzuverlässig. Wir loteten in der Mitte des Kanals."

„Und fanden die Lotungen des Schiffahrtsamtes nicht bestätigt?"

„Nein — Differenz 200 Meter."

Der sagte kein Wort — nickte nur.

„Zweihundert Meter . . . die Differenz ist groß. Walter Uhlenkort in Hamburg würde es interessieren. Vielleicht, daß Sie es ihm mitteilen."

„Walter Uhlenkort. Jawohl ... gewiß ... Herr Harte."

Der Sender! Er stürzte auf den kleinen Apparat im Hintergrund zu. „Sofort werde ich es tun." Stülpte die Hörer über, ergriff das Mikrophon.

„Ah, ich vergaß ... ist ja unsere Welle, muß sie auf Uhlenkortwelle umstellen." Seine Hand bewegte die Skalenscheiben. Endlich hatten seine Finger die Station abgestimmt.

In seinem Innern rang es so heftig, daß er kaum die Worte fand, wie er's sagen wollte. Seine Lippen öffneten sich ... da fuhr er mit jähem Ruck zurück. Seine Augen starrten in das Weite, das Mikrophon entsank seiner Hand. In höchster Anspannung lauschte er dem, was die Uhlenkortwelle ihm aus weiter Ferne ins Ohr rief. Vergessen alles, was er an Uhlenkort sagen wollte. Er saß und lauschte. Da war er wieder, der alte Notruf: Hier Christie ... Harlessen-Uhlenkort ...

Mit den Augen winkte er den anderen heran, kritzelte auf ein Stück Papier: Christie Harlessen ...

Der las, nickte ... lächelte. Das Telephon verstummte.

„Hier Uhlenkort!" schrie Tredrup zur Antwort. Wandte sich zu dem neben ihm. „Was soll ich sagen?"

„Sagen Sie, daß sie weiter sprechen soll, immer dasselbe."

Tredrup starrte ihn fragend an. Die Stimme Christies rief wieder.

„Wo? ... Wer ist da? Wo ist Walter Uhlenkort ...?"

„Sagen Sie ihr, sie soll weiter sprechen, damit Sie peilen können."

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter.

Von Peter Prior.

Es war einmal ein Dichter, dem ging es herzlich schlecht. Die Dichter, denen es schlecht geht, waren immer die besten. Denn wenn es einem Dichter gut geht, dann dichtet er nicht, sondern hat das Bestreben, hinauszugehen in die Welt und was Gutes zu essen. Und das ist den Dichtern schädlich!

Unser Dichter aber hatte einen Freund, der sich in den besten Gesellschaftskreisen bewegte. Früher dichtete der Freund auch, aber er hatte es gelernt, darauf zu verzichten, und handelte mit Fahrrädern auf Abzahlung, was sehr lohnend sein soll.

„Mensch!" sagte der Fahrradhändler eines Tages zu seinem immer noch dichtenden Freund. „Du wirst alle Tage blasser, was kein Wunder ist bei der Fettbroternährung und Wasserkur. Ich habe dich einem meiner Geschäftsfreunde empfohlen, der wird dich ein bißchen Geld verdienen lassen. Heute noch kommt der Herr zu dir!"

Und der Herr kam. Gegen 4 Uhr nachmittags schnaufte etwas die vier Treppen zu des Dichters Heim hinauf, klopfte, öffnete die Tür, bevor der Dichter „Herein" gerufen hatte und setzte sich auf den einzigen knarrenden Stuhl, der im Dichterheim stand. „Mein Name ist Huckel", sagte der Besuch, nahm dann erst den Zylinder vom Kopfe, wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Huckel, in Firma Huckel & Ehrlich G. m. b. H., Eier engros."

„Freut mich!" sagte der Dichter.

„Wissen Sie, Herr Dichter, meine Tochter heiratet. Macht eine gute Partie. Und da brauche ich prompt gegen sofortige Barzahlung ohne Abzug eines Skontos — das Entgegenkommen haben Sie Ihrem Freunde zu verdanken! — eine Hochzeitszeitung! Also Gedichte! 40, 50, 60 Stück — es kommt mir nicht darauf an. Preis Nebensache! Aber ich lege Wert darauf, daß die Reime ordentlich sind."

Der Dichter verneigte sich, sagte aber kein Wort.

„Hier", sagte der Dicke, „habe ich Ihnen eine Liste mitgebracht. Also zuerst kommt meine Großmutter, sie war — na, was war sie — sie war arm wie eine Kirchenmaus, also ein paar nette Verse. Dann kommt die Großmutter des Bräutigams, die ein Viktualiengeschäft in Berlin hatte. Also ein paar passende Verse. Geld spielt keine Rolle. Von meinem guten Vater wollen wir lieber nicht sprechen — also ein paar nette Verse, aber der Vater des Bräutigams war reich, sehr reich. Er handelte mit Lumpen und tat keinem Menschen etwas pumpen. Na! Was sagen Sie, bin ich nicht auch ein Dichter? Dann kommt meine liebe Frau, sie war früher einmal Verkäuferin, aber darüber brauchen Sie nicht zu dichten. Du lieber Himmel, heute ist sie Millionärin. Also einige nette Verse, aber sie müssen sich reimen. Dann kommt die Tante meines Schwiegersohnes in Berlin. Sie ißt gern Gekröse, sonst gibt es eigentlich über sie nichts zu sagen. Schließlich", und der Auftraggeber lächelte verschämt, „komme ich an die Reihe. Ich bin kunstverständig, sozial veranlagt, Mitglied von zwanzig Vereinen, zeichne jede Sammelliste, kurz und gut — na, ich brauche Ihnen ja weiter nichts zu sagen. Also wollen Sie oder nicht? Hier 80 Mark Vorschuß! Aber am Mittwoch prompt vier Uhr nachmittags müssen die Gedichte beim Hofbuchdrucker Heiligmann sein."

Der Dichter verneigte sich wortlos, und der Dicke ging. Und der Dichter reimte die ganze Nacht: Schwiegermutter, gute Butter, Kraftmassense, Kalbsgekröse, Sammelliste, Eierkiste, Hochzeitsfeuer, bill'ge Eier, Mauseschwänzchen, Myrtenkränzchen — — —

Und er bekam 500 Mark für die Arbeit!

Eine Woche lang hat der Dichter mit sich gerungen, ob er sich aufhängen solle oder nicht.

Er hat sich nicht aufgehängt. Eine Woche nach der Fabrikation der Hochzeitszeitung kam eine neue Bestellung auf Hochzeitsverse. Der Dichter weinte vor Scham und dann fabrizierte er die gewünschten Verse, liquidierte 400 Mark und beteiligte sich mit seinen 900 Mark an einem Ansichtskartengeschäft. Er wurde reich, aber er hat nie wieder gedichtet.

Heimat.

Nur einmal möchte ich dich wiedersehen
Die Stätte, wo die Kindheit ich verlebt;
Nur einmal die vertrauten Wege gehen,
Wo ich geliebt, gelitten und gestrebt.
Nur einmal beten an der Teuren Gräber,
Die unser Dasein freudenreich gemacht,
Nur einmal alles Heimweh denen klagen,
Die jeder unserer Schritte treu bewacht.
Nur einmal mich nicht hier als Fremdling fühlen —
Das warm Erinnern jener Scholle gilt.
Nur einmal dort das Tränenauge kühlen,
Das schließend sich verklärt im Heimatbild!

E. Müller-Molchin.

Der Ungar.

Von Ulrich Kamen.

Wir näherten uns Neuyork. Ein Lichtschimmer lag über dem Horizont, noch weit entfernt, aber wir begrüßten ihn nach dreizehntägiger Seefahrt mit ganz eigenartigen Gefühlen. Das Land der Sehnsucht und Hoffnungen! Der Riesendampfer stoppte, denn ein Boot kam langseits. „Der Lotse!" hieß es allgemein, und alles drängte sich um die Treppe, aus der aus dem Motorboot zwei Männer emporstiegen. Gleich darauf ratterte das Boot wieder davon.

Neben mir an der Reeling stand ein junger Mann, mit dem ich öfters im Salon Schach gespielt hatte. Es war ein Ungar, elegant, wohlgepflegt, konnte ausgezeichnet Schach spielen und hatte Talent im Klavierspielen. Nur war er etwas nervös und rauchte fortwährend. Abends trank er Sekt. Früh war er der erste an Bord.

„Wer kommt da?" fragte mich der Ungar, als der Lotse an Bord kam. „Der Lotse", antwortete ich. „Er führt das Schiff durch die Fahrstraßen zwischen Long Island, Sandy Hock usw. in den Hafen." „Aber es waren ja zwei Männer, die da kamen!" meinte der Ungar. „Na, vielleicht sein Schüler oder Assistent oder sonst jemand!" war meine Antwort.

Wir gingen in den Salon und der Ungar bestellte wieder Sekt. Die Schiffskapelle spielte ganz wunderbar, schöne Frauen saßen neben uns, und alles freute sich, bald wieder an Land zu kommen.

Da kam der Kapitän mit einem Herrn auf uns zu. Der Begleiter des Kapitäns war ein großer, schlanker Mann. Er näherte sich dem Ungar, und sagte: „Sind Sie Herr Banjos aus Budapest?" „Ja!" sagte der Ungar. „Dann verhafte ich Sie. Ich bin Kriminalkommissar der ungarischen Botschaft in Washington, Sie werden von Budapest aus gesucht. Bitte, folgen Sie!" Erbleichend verneigte sich Banjos vor mir und folgte dem Herrn. Hinterher ging der Kapitän. Alle Leute blickten, aufmerksam geworden, den drei Männern nach.

Plötzlich Laufen und Rufen an Bord. Die Sirene heulte: Mann über Bord! Man hörte, wie ein Rettungsboot rasselnd niederging. Oben angekommen, erfuhr ich, daß der kleine Ungar über Bord gesprungen sei. Zwei Stunden lang suchten die Matrosen, aber sie fanden ihn nicht. Der Kapitän erzählte uns dann, der Ungar habe in Budapest große Summen unterschlagen.

Nun wurde die Möglichkeit erwogen, ob es einem tüchtigen Schwimmer möglich sei, bis nach Sandy Hock, das in der Nähe lag, zu schwimmen. Die Entfernung betrug zwei Stunden, das Meer lag ruhig im Mondenschein. Die Frage wurde bejaht. Die Dampfpinasse wurde bemannt und unter Leitung des Kriminalkommissars das Meer abgesucht. Vergeblich! Banjos mußte ertrunken sein.

Drei Monate später saß ich in einem Kaffeehaus im Bronx. Und drei Tische neben mir saß Banjos! Ein Irr-

tum war ausgeschlossen! Er mußte es sein. Ich näherte mich ihm, er sah mich erstaunt an, sagte, ich müßte mich irren, die Ungarn sähen sich alle gleich, und drehte mir den Rücken zu. Unbemerkt begab ich mich ans Telephon und telephonierte an eine Polizeiwache. Als ich den Garten wieder betrat, war Banjos fort. Und es kam auch kein Polizist. Die Leute im Kaffeehaus zuckten die Achseln und meinten, ich solle mich um sonst was bekümmern . . .

„Bunte" Häuser.

Von Oberbaurat **Hans Schliepmann**-Berlin.

Gebäude im Äußern durch Farben zu schmücken, ist uralter Brauch. Wir finden ihn fast in allen Kulturen, in Ostasien, Indien, in der Südsee, in Ägypten, im alten Griechenland wie in Frankreich und Deutschland, am längsten in letzterem und in der Schweiz, wo die gegebene Zweifarbigkeit des Fachwerkbaues wie von selbst auf Milderung der harten Gegensätze drängte oder wo der aufs Malerische gerichtete Volksgeschmack sich an fröhlicher Buntheit ergötzte, wie denn selbst ein Holbein nicht verschmähte, große Hausflächen mit prächtigen Schildereien zu bedecken. Erst im Barock wich die Farbe allgemein der übersprudelnden Plastik. — Wiederbelebungsversuche der so wirkungsvollen Schmuckweise wurden in Deutschland nach 1870 mehrfach versucht (Spaten- und Tucherbräu in Berlin, Sedlmeierhaus in München u. a.); sie blieben aber ohne rechte Nachfolge, hauptsächlich wohl, weil auch die besten Malverfahren vor unserem Klima nicht lange standhalten.

Jetzt nun sind „bunte Häuser" geradezu wieder Mode geworden. Die Ursache liegt ziemlich auf der Hand: Wir sind arm geworden und können doch in einer weiß beklebten Zigarrenkiste mit ausgeschnittenen Vierecken noch kein verführerisches Modell für „neue Sachlichkeit" erblicken. Und schon vor fünfzig Jahren spottete der geniale Baumeister Hubert Stier in einer architektonischen „Moritat": „Was man aus Gips nicht machen kann, — das deu tet man durch Farben an."

Also müssen wir in den Mitteln so arg beschränkt Gewordenen zur billigeren Farbe greifen, um „etwas Leben in unsere Straßenbilder zu bringen". Im Grundsatz wird hiergegen gewiß nichts einzuwenden sein; wir haben Beispiele in Fülle, die sogar die Überlegenheit der Farben- über die Formenwirkung bei Außenarchitekturen beweisen; ich erinnere an farbige Hausfronten in Augsburg, Schaffhausen oder Luzern oder gar an den Markusdom in Venedig. Nur wird man sich gegenwärtig halten müssen, daß diese Wirkungen vor unserem Klima nicht standhalten, wenn die Verwendung von Echtgold und Mosaik (wie bei uns) ausgeschlossen ist. Aber schließlich: Wir bauen ja — am wenigsten heute! — nicht für eine Ewigkeit! Also kann man die neue Mode, die augenfällig überall Beifall findet, gern gelten lassen.

So weit ich verfolgen kann, war es der talentvolle Stürmer und Dränger Bruno Taut, jetzt Stadtbaurat von Magdeburg, der sich zuerst für die Verwendung der Farbe, und in schier verwegenem Maße, einsetzte. In der vor dem Kriege von ihm erbauten Kolonie Falkenberg bei Grünau ließ er in buntem Wechsel die Häuschen frischfröhlich blau, grün, gelb und rötlich anstreichen. Der Eindruck war für ein nach Ruhe, Gesetz, Harmonie und Rhythmus verlangendes Auge — „verheerend"! Seit Sonne und Regen die Ostereierfarbenpracht verschliert und ausgebleicht haben, sollte sie eigentlich nur noch als warnendes Beispiel dienen. Aber der Menge scheint's doch gefallen zu haben; es war neu, laut, von selbstsicherer Überzeugung; das suggeriert heute mehr als je! So durfte denn der Künstler, dessen ursprüngliche hohe Begabung als Formenfinder anzutasten mir nicht beikommt, in Magdeburg zahlreiche Häuser nicht nur in lebhafte Farben hüllen, sondern auch mit „futuristischem" Krimskrams, der auf keine Architektur Rücksicht nimmt, überziehen. Das hat einen betäubenden Karneval ergeben; aber ein versteinerter Karneval für ganze Jahrzehnte wird dauernder Aschermittwoch, und das muß leider gesagt werden, um uns vor weiteren Auswirkungen modernistischer Verirrungen zu bewahren.

Glücklicherweise wird im allgemeinen schon die Beschränktheit der Mittel eine zahlreiche Nachfolge verhindern; aber man sollte sich doch etwas um die in der Sache liegenden Grundgesetze für den Eindruck kümmern, ehe man „in die Farbe geht". Solange man diese in unaufdringlichen Tönen wählt und etwa nur die glatten Flächen je nach der Stockwerkteilung in verwandten Tönen hält, auch wohl die Architekturteile durch andere Farbe hervorhebt, wird man kaum Fehlgriffe machen können; das Haus wird sich zwar aus der Nachbarschaft hervorheben, aber nicht so schreiend, daß es das Straßenbild zerstört. Denn dieses ist immer zuerst zu berücksichtigen! Durch ein törichtes Gigerl oder ein überputzte Emporkömmlingin wird der ganze vornehme Eindruck einer gewählten Tischgesellschaft vernichtet. So darf aus einer gleichmäßigen geraden Häuserzeile auch ein einzelnes Haus nicht schreiend herausfallen, es sei denn, daß es auch nach Umfang und Zweck die Hervorhebung verdient. Und selbst dann gereicht es dem Straßenbilde zum Vorteil, wenn es nur eine Steigerung der in der Umgebung angeschlagenen Architekturnote anstrebt. Es ist daher auch ein Widerspruch in den ästhetischen Absichten, wenn man bei den gleichmäßigen Fronten neuerer Siedlungshäuser „zur Belebung", wie man sagt, — zum Auffinden der richtigen Behausung bei Dämmerzuständen, möchte man's entschuldigen — jedes Haus in anderer Farbe streicht, es sei denn, daß es gelingt, in jedem Block durch wohlabgewogenen Farbenrhythmus eine leicht erkennbare höhere Einheit herzustellen. Und auch dann sollte man von vornherein daran denken, wie schnell bei uns die Witterung den Farben mitspielt, und daher bei billigen Bauten nur durch und durch gefärbten Putz und mindestens dreimaligen Ölfarbenanstrich für alle Holzteile verwenden.

Viel weniger leicht ist das Straßenbild zu verderben, wenn es sich um alte, mehr malerische als architektonische Wirkungen verfolgende Straßen mit sehr wechselvollen schmalen Häusern handelt, besonders bei krummen Straßen, die immer nur ein kleines Blickfeld freigeben oder bei kleinen Plätzen. So hat man in Stuttgarts alten Teilen oft durch lebhafteste Farbengebung bei Wiederherstellung älterer Häuser ganz ausgezeichnete malerische Wirkungen erreicht. Wer aber das Glück hat, nach Luzern zu kommen, der möge erschauen, welche zauberhaften Wirkungen auf lauschigen Plätzen und in krummen Gassen durch reich und künstlerisch bemalte Häuser erzielt werden, wenn — die Besitzer wohlhabend genug sind, die Schildereien in gutem Zustande zu erhalten.



Bunte Chronik



*** Friedemann Bach als Bühnenfigur.** Johann Sebastian Bachs ältester Sohn Friedemann Bach, der von 1710 bis 1742 lebte, ist in seinem verkommenden Geniedasein durch Emil Brachvogels weit verbreiteten Roman konterfeit und uns lebendig erhalten worden. Nun wurde der Komponist des so oft zu hörenden Liedes „Kein Hälmchen wächst auf Erden . . ." gar noch zum Helden der weltbedeutenden Bretter. Das Landestheater Coburg (Intendant Hofrat Mahling) brachte als erste — mit sicherem Theaterblick gewählte — Uraufführung dieser Spielzeit Ernst Wilhelmis fünfaktige Tragödie eines Genies „Friedemann Bach", die sich eng an den Brachvogelschen Roman anschließt. Oberregisseur Dr. Ingo Krauß hatte dem in Dialog und Szenenführung gewandten und effektvollen Werk pulsendes Bühnenleben verliehen und manch feine Stimmung erzielen können. In die Hauptpartien des Friedemann Bach und des Thomaskantors teilten sich Robert Hager und Albert Bauer, die eindrucksstarke Gestalten schufen und sich mit Autor und Spielleiter in den schon nach dem ersten Akt einsetzenden starken und von der Bühnenwirksamkeit des Stückes zeugenden Beifall teilen konnten. H. B.

*

*** Wieviel ist ein hingerichteter Raubmörder wert?** Die Leiche des berüchtigten Salonbanditen Chapman, der in Hartford hingerichtet wurde, sollte, wie dies in Amerika und auch anderswo üblich ist, zu Sektionszwecken dem anatomischen Institut übergeben werden. Da meldete sich aber eine verschleierte Dame, deren Name von den Rechtsanwälten Chapmans geheimgehalten wird, und bot 2500 Dollar an, falls Chapmans Kadaver auf dem Kirchhof begraben würde, ohne seziert zu werden. Ob sie ihren Zweck erreicht hat, wurde nicht gemeldet. In Europa wird wohl kaum jemand für die Leiche eines Verbrechers 10 000 Mark so ohne weiteres zur Verfügung stellen, aber Amerika zahlt ja überhaupt besser als wir armen Europäer.

*

*** Man kann das Gras wachsen hören.** Der Mensch des 20. Jahrhunderts, der auf dem Gebiet der Technik keine Grenzen mehr kennt, hat auch die Kunst des Graswachsenhörens erlernt. Die erste Stufe auf diesem Wege war das Mikrophon. Es ist ein sehr feines Instrument, welches uns auch schon leise Geräusche, z. B. das Atemholen eines Vortragenden, mit übermittelte. Aber jetzt hat man ein Ultra-Mikrophon gebaut, das alles bisher Dagewesene weit hinter sich läßt! Es übermittelt auch die allerleisesten Geräusche, wie sie z. B. beim Keimen des Getreides entstehen. Mit solchem Ultra-Mikrophon kann man dann natürlich auch das Gras wachsen hören.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.